

## **Predigt über Johannes 11, 17-27**

Ök. Gedenkgottesdienst 25 Jahre „Tschernobyl“ - 25.04.2011, Münster ULF Freiburg

Lieber Schwestern und Brüder!

Der Kalender dieses Jahres beschert uns einen denkbar heftigen Kontrast: wir gedenken der größten Katastrophe in der wirtschaftlichen Nutzung der Atomenergie - an *Ostern*. Am Fest des definitiven Triumphs des Lebens über den Tod, *dem* Fest der Christenheit, steht jetzt ein Ereignis im Mittelpunkt, das uns auf schreckliche Weise die alte Wahrheit vor Augen hält: *media vita in morte sumus* - mitten im Leben sind wir vom Tod umfassen. Das ist eine schwer erträgliche Spannung. Wir versuchen sie auszuhalten, indem wir Zuflucht bei dem suchen, der im eben gehörten Text aus dem Johannesevangelium von sich sagt: „*Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, auch wenn er stirbt; und wer da lebt und glaubt an mich, der wird nimmermehr sterben*“. Ein Siegeslied des Lebens über den Tod. Wer in dieses österliche Bekenntnis einstimmt, trägt auch Verantwortung für das, was dem Leben dient.

### I.

Ein Imker erzählt seine Geschichte vom 26. April 1986: „Ich komme am Morgen in den Garten, und irgendwas fehlt, ein vertrautes Geräusch. Keine einzige Biene ist zu hören! Keine einzige! Was ist das? Was ist los? Auch am nächsten Tag fliegen sie nicht aus. Und am übernächsten. Hinterher erfuhren wir von der Havarie im Atomkraftwerk in der Nähe. Aber lange wussten wir nichts. Die Bienen wußten sofort Bescheid, aber wir nicht.“

Die sowjetische Propaganda verkaufte das Kernkraftwerk Tschernobyl als das friedliche Atom, das Glühlampen zum Leuchten und elektronische Geräte zum Laufen bringt. Durch einen Versuch in der Anlage, bei dem bestimmte Sicherheitsabläufe getestet werden sollten, wird in den ersten Stunden des 26. Aprils eine verheerende Katastrophe ausgelöst. Gewaltige Explosionen reißen die 1.000 Tonnen schwere Abdeckung des Reaktorkerns aus den Angeln und zerstören einen Teil des Reaktorgebäudes. Ein heftiger Brand läßt radioaktive Partikel in mehr als 1.400 Meter Höhe schleudern und eine unkontrollierbare hochgiftige Wolke bilden. Das Wort „Super-GAU“ erobert schlagartig den Wortschatz der Menschen.

Zunächst freilich ist es ganz anders. Kein lautes Rufen warnt die Menschen, keine Informationen dringen zu denen vor, die in nächster Nähe wohnen. Die Gefahr der Strahlen und des verheerenden Fallouts nähert sich unsichtbar und still - wie ein Dieb in der Nacht. So still, dass man die Bienen hätte hören können, wären sie in diesen Frühlingstagen 1986 nicht verschwunden. Doch statt zu warnen und die Menschen in der Umgebung zu evakuieren, schweigen die Verantwortlichen. Sie versuchen, die Gefährlichkeit des Unfalls zu vertuschen. Erst am Tag nach der Havarie werden die 50.000 Einwohner der nahe gelegenen Stadt Prypjat überhaupt informiert. Zehntau-

sende sogenannter Liquidatoren, zumeist zwangsrekrutierte Männer Anfang 20, werden eingesetzt, um den Brand zu löschen, und dann Aufräum- und Sicherungsarbeiten durchzuführen. In Filmaufnahmen sieht man, dass sie ohne jede Schutzkleidung auskommen mussten. Es war ihrem Einsatz zu danken, dass die Katastrophe nicht auch auf die drei anderen Reaktoren übergriff; sie bewahrten die Welt vor einem noch größeren Unglück. Was sie selber dabei auf sich nahmen, wurde ihnen nicht gesagt. Viele von ihnen sterben oder erkranken schwer. Ihre durchschnittliche Lebenserwartung liegt bei 46 Jahren.

Fünf Tage nach der Katastrophe läßt die Sowjetunion die Feierlichkeiten zum 1. Mai in gewohntem Pomp stattfinden. Schon da wäre es gut gewesen, hätte man beherzigt, was noch Jahre später bei vielen ukrainischen und weißrussischen Kindern auffiel, als sie zu Gast bei Familien in Deutschland waren: sich setzten sich nicht ins Gras, pflückten keine Blumen, kletterten nicht auf Bäume. Erst am 4. Mai ist die Stadt Tschernobyl evakuiert. In den Monaten und Jahren nach dem Reaktorunfall sterben unzählige Menschen. Bis heute. Noch drei Jahre danach leben über zwei Millionen Weißrussen in verseuchten Gebieten. Eine Todesgeschichte.

Die Länder Westeuropas erfahren von dem Unglück sage und schreibe erst nach drei Tagen: am Abend des 28. April, und zwar durch sprunghaft angestiegene Strahlungswerte in Skandinavien. Der deutsche Wetterdienst wird von besorgten Bürgern bestürmt. Ich studierte damals in Bern und war am nächsten Wochenende bei Freunden im Emmental eingeladen. Es war herrliches Frühsommerwetter, aber es wirkte auf eigenartige Weise falsch, ein depressives Gefühl legte sich wie Mehltau über unser Miteinander. Zum ersten Mal bewegen wir uns über das Gras, als dürften wir es nicht berühren. Radioaktivität kennt keine Grenzen. Wir, weit weg vom Geschehen, fühlen uns hineingezogen in eine Todesgeschichte.

## II.

Auch die Geschichte der Marta ist eine Todesgeschichte. Bei ihre bestimmt der jähe Tod ihres Bruders Lazarus die Szenerie. An seinem Totenbett tief trauernd, begegnet sie Jesus. Trauer, Verzweiflung macht auch vor engen Wegbegleitern Jesu nicht halt. Immerhin, Marta kokoniert sich nicht ein in ihrer Trauer, sondern trägt sie zu Jesus. Sie sagt es ihm direkt ins Gesicht: *„Ich weiß wohl, daß er auferstehen wird - bei der Auferstehung am Jüngsten Tage“*. Als Glaubensinhalt ist die Auferstehung von den Toten für Marta präsent. Und doch kann sie das über den Tod des Bruders nicht hinwegtrösten. Was Marta klagend vor Jesus bringt, macht deutlich: eine Hoffnung, die sich nur auf wohlmeinende Worten gründet, reicht nicht. Das ist bloß Vertröstung, kein Trost. Marta wird mit ihrem Insistieren zur Fürsprecherin all jener, die sich nach einer *österlichen Tat* sehnen. Nach einem Handeln, das die Möglichkeiten von Leben höher gewichtet als eine Gefahr des Todes, und sei sie in noch so geringem Maß kalkulierbar. *„Herr, wärst du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben!“* Marta will Taten sehen. Von Marta her wird jede Absichtserklärung, die vorgibt, Leben zu fördern, nach der konkreten Ausführung befragt. Marta ist Anwältin der Glasnost, der zuverlässigen Information und des klaren Handelns. Sie steht auf gegen ein Lobbytum, das verschleiern und sich der Suche nach kreativen Lösungen widersetzt.

Vor 44 Tagen, zwei Tage nach Beginn der Passionszeit, brach der verheerende Tsunami über die japanische Ostküste herein. Ob die Folgen für den Atommeiler in Fukushima das Ausmaß des Super-GAU von Tschernobyl annehmen, wissen wir immer noch nicht, und werden es vielleicht erst in Jahren wissen. Eins aber wissen wir auch jetzt schon, und das stellen wir mit Marta fest: es war unverantwortlich gedacht vor dem Leben der jetzigen und künftiger Generationen, lediglich das Menschenmögliche an Sicherheitsstandards in Kernkraftwerken zu etablieren. Denn bereits die *Möglichkeit* ist vor dem Maßstab des Lebens und der Lebensgefährdung von gleichem Gewicht wie die Wirklichkeit. Die Katastrophe von Tschernobyl hat die tödliche Dimension des verschleiernenden Begriffs „Restrisiko“ für sehr viele Menschen buchstäblich hautnah gebracht. Und wir? Gelernt haben wir daraus 25 Jahre lang herzlich wenig. Noch über Jahrzehnte wurden bei uns zumeist solche in die Regierung gewählt, die verkündeten, Energiegewinnung aus Atomkraft sei unverzicht- und kalkulierbar, und „Tschernobyl“ sei bei uns unmöglich. Es war ja damals noch kalter Krieg, und da konnte man sich unterschwellig versichern: ja, das sind halt Kommunisten, die können eben keine sicheren Atomkraftwerke bauen! Auch für die Kirchen, das ist in aller Ehrlichkeit zu sagen, war das kein Ruhmesblatt. Sicher, wir waren nie Befürworter der Kernenergie. Aber alles in allem haben auch wir, bis Fukushima geschah, uns leisetreterisch weggeduckt. Als die jetzige Regierung im vergangenen Herbst den Ausstieg aus dem Ausstieg ins Werk setzte, ist ein wirklich vernehmbarer Protest der Kirchen ausgeblieben. Dabei hat Fukushima, das jetzt auch die abgebrühtesten Fortschritts- und Technologiefreaks zum wundersamen „Umdenken“ gebracht hat, keine Erkenntnis gebracht, die man nicht auch schon vor 25 Jahren hätte gewinnen können. Alles in allem gilt: Statt Demut vor dem Leben als angemessene Lehre aus der Katastrophe von Tschernobyl war bei uns sehr schnell wieder die alte westliche Überheblichkeit eingekehrt.

Heute müssen wir mit Marta sagen: Wer sich damit zufrieden gibt, von einem erhöhten Energiebedarf auf die Notwendigkeit erhöhter Energieproduktion zu schließen, zeigt erstaunliche gedankliche Schlichtheit. Denn längst sind nicht alle Möglichkeiten und Anreize zum Energiesparen ausgeschöpft. Es hat sich noch nicht genug durchgesetzt, dass *Energiesparen* in Wahrheit zu den wichtigsten Energiequellen gehört. Wir müssen nicht permanent Energien generieren, sondern zunächst mit den vorhandenen Energien überlegter haushalten. Wer mit Recht zur Atomkraft „Nein, Danke!“ sagt, muß mit gleicher Eindeutigkeit zum Energiesparen „Ja, bitte!“ sagen.

### III.

Martas Einsatz für das Leben rührt Jesus an. Er führt ihr das Beispiel seines eigenen Lebens vor Augen, damit sie wieder Hoffnung für das Leben ihres Bruders gewinnt. Er sagt zu ihr: *„Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, auch wenn er stirbt; und wer da lebt und glaubt an mich, der wird nimmermehr sterben.“* Jesus verbürgt in seiner Person, daß Gott das Leben seiner Geschöpfe will und es gut mit ihnen meint. Dabei spricht er ganz direkt, unverblümt vom Tod. Er weiß um die Angst, die Unsicherheit, die der Tod auslöst. Tschernobyl setzte eine Angst frei, die geräuschlos um sich griff. Die friedliche Nutzung der Kernenergie hatte einen unsichtbaren Feind des Lebens in die Welt gebracht. Soldaten mit Maschinenge-

wehren säumten die Gegend um das Atomkraftwerk. Doch der Feind war nicht zu sehen, nicht zu hören, nicht zu riechen. Er schlich sich in die Wiese, die eben noch Schönheit versprach, nun aber Bedrohung. Selbst der Tod hatte sich verändert. Eine Frau will in jenen Tagen im Krankenhaus ihren sterbenden Ehemann küssen. „Nicht küssen, nicht streicheln!“, ruft der Arzt. Sie tut es doch. Sie kann nicht anders. So wagt sie den Aufstand des Lebens gegen die Fratze des Todes.

Jesus selbst hat sich dieser Fratze ausgesetzt, bis zur allerletzten Konsequenz. „Hinabgestiegen in das Reich des Todes“ - dieser übersehene, meist gedankenlos gesprochene Glaubensartikel sagte aber auch: Gottes Geschichte mit uns endet nicht mit dem Tod. Denn Gott hat an Ostern dafür gesorgt, dass der Tod wohl nach jedem von uns greifen, sich aber an uns nicht vergreifen kann. Denn wenn der Tod nach uns greift, geht der auferstandene Jesus Christus selber dazwischen. Damit Marta spürt, dass sein Wort ihr gilt, fügt Jesus seiner Bezeugung des Lebens die Frage hinzu: „*Glaubst du das?*“ Darauf erwidert Marta: „Ja, Herr, ich glaube, dass du der Christus bist, der Sohn Gottes, der in die Welt gekommen ist.“ Dichter kann man kaum ausdrücken, worum es im Evangelium geht. Ganz gesammelt bekennt Marta, dass sie die Option für das Leben ergreift. Wer der Osterbotschaft vertraut, wird nicht schweigen, sondern handeln, keinen Schlusstrich ziehen, sondern Mund und Augen öffnen für das Leben.

#### IV.

Viele haben sich schon bald aufgemacht, Gottseidank, nach der Katastrophe von Tschernobyl. Oft zunächst noch ohne genaue Vorstellungen haben Kirchengemeinden, Hilfsorganisationen, Schulen, und andere Gruppen begonnen, ein Netzwerk an Hilfeleistungen zu flechten, das bis auf den heutigen Tag trägt. Gerade auch in unserer Stadt. Etwa 250.000 Kinder sind bis heute zur Erholung in Gastfamilien in Deutschland aufgenommen wurden. Neue und tiefe Verbindungen sind zwischen Menschen entstanden.

Dabei ist die Gefahr noch keineswegs vorüber. Schilddrüsenkrebs und psychosoziale Störungen sind die beängstigenden Begleiter vieler Frauen und Männer. Sie stehen mit ihrem beschädigten Leben dafür, dass die Katastrophe vor 25 Jahren keinen Schlußstrich in der Stille verträgt. Sie fordert uns heraus, auf allen Ebenen die Option für das Leben zu suchen und zu ergreifen. „Daß alles immer so weiter geht, ist die Katastrophe“, hat der Philosoph Walter Benjamin einmal geschrieben. Ein trost- und hoffnungsloser Satz. Er proklamiert die Übermacht des Todes. Ostern ist der ultimative Protest gegen dieses Immer-so-weiter. Es hat die eherne Ordnung der Dinge, auf den Kopf gestellt. Deshalb wird die Botschaft von Ostern niemals verstummen.

Amen.